

Mascha Dabić

REIBUNGSVERLUSTE

Roman

- aufwachen -

Ich muss das Bett endlich umstellen, dachte Nora. Das dachte sie jeden Morgen beim Aufwachen, vergaß es aber im Laufe des Tages. Die Bücher waren überall, stapelten sich auf dem kleinen Esstisch und auf den beiden Stühlen, räckelten sich lose auf der Gästecouch und bildeten auf dem Boden größere und kleinere Türmchen, die in sich zusammenzufallen drohten. Die Bücher führten ein Eigenleben und waren darauf aus, Noras winzige Wohnung in Beschlag zu nehmen. Wie Gremlins, dachte Nora und zog sich die Decke über den Kopf, wie sie es als Kind getan hatte, während ihr älterer Bruder fasziniert den kleinen weißen Kuschelmonstern beim unkontrollierten Vermehren zugeschaut hatte. Nora hatte sich vor den Gremlins gefürchtet, Max wiederum hatte sich genüsslich über die Angst seiner kleinen Schwester lustig gemacht. Ich muss Max zurückrufen, dachte Nora. Ich muss, ich muss ... jeder neue Tag begann mit Selbstbeichtigungen und unerledigten Verpflichtungen, die es nachzuholen galt, sowie mit dem Gefühl, dass die Bücher sie vorwurfsvoll anblickten und nur darauf warteten, angeschaut und gelesen und bearbeitet oder zumindest in Ordnung gebracht zu werden. Aber Nora dachte nicht daran, die Bücher anzurühren. Seit vier Wochen befand sie sich in einem Lesestreik, den sie zu ihrem eigenen Staunen selbst ausgerufen hatte, als sie mit wildfremden Leuten in einem Irish Pub auf ihren Dreißiger angestoßen hatte. Sie konnte nicht mehr genau rekonstruieren, wie sie dort gelandet war und mit wem, und schon gar nicht, wie sie auf diesen hirnrissigen Quar-

talsvorsatz gekommen war. Dreimonatiger Lesestreik. So ein Schmarrn, hatte sie am nächsten Tag lachend und mit brummendem Schädel gedacht, aber dann hatte sich die sprichwörtliche Schnapsidee, drei Monate lang bewusst kein Buch mehr anzurühren, wie ein Ohrwurm in ihrem Kopf festgesetzt, und sie musste nach zwei Wochen feststellen, dass sie tatsächlich bücherabstinent geworden war und ihr diese Nulldiät durchaus behagte. Seit Nora denken konnte, hatte sie immerzu irgendwelche Bücher vor der Nase gehabt, meistens mehrere gleichzeitig, Bilderbücher, Kindergeschichten, Abenteuerromane, Karl May, Die drei Fragezeichen, Jugendbücher über Pferde und Internate, später Sherlock Holmes und Poirot und Miss Marple und dann die düstere Welt von Edgar Allan Poe. Irgendwann war die sogenannte Weltliteratur allmählich in ihr Leben eingesickert, ihr erster weltliterarischer Sommer war von Kafka, Tschechow und Proust dominiert gewesen, und von da an hatte sie stets das Gefühl gehabt, immer weiter auf die hohe See hinauszuschwimmen, und kein Ende in Sicht. Je mehr sie las, desto unbelesener und ungebildeter fühlte sie sich. Wie die Russen sagen: Je tiefer in den Wald hinein, desto dichter das Holz. In den letzten beiden Jahren in Sankt Petersburg hatte die Leseobsession einen Höhepunkt erreicht. In Vladimirs Wohnung, die fast dreimal so groß war wie ihre jetzige Wiener Höhle, hatten sich die Bücher ebenso unkontrolliert vermehrt, im Schlafzimmer, im Bad, im Wohnzimmer, im Gästezimmer und in der Küche. Das hatte Vladimir zur Weißglut getrieben. Wenn Nora heute an ihre zweieinhalb Russlandjahre dachte, musste sie mit Bedauern feststellen, dass sie sich mehr an diverse Figuren und Szenen aus Romanen erinnerte als an Begegnungen mit realen Menschen. Damit sollte nun Schluss sein. Lesen oder Rauchen, Kopf oder Zahl: eine Sucht musste für drei Monate verschwinden, das hatte sie an ihrem drei-

ßigsten Geburtstag spontan beschlossen. Es wurde Kopf, also musste das Lesen dran glauben. Seltsamerweise fehlte es ihr nicht. Erstaunlich, wie gut es sich anfühlte, zur Abwechslung nicht in der Schuld eines Bücherstapels zu stehen. Sie ertrug das Chaos in ihrer Wohnung mit Gleichmut. Ab und zu schob sie ein Buch mit dem Fuß zur Seite, aber ansonsten tat sie so, als wären die Bücher gar nicht da. Weit und breit kein Vladimir, der hätte protestieren können.

Der Wecker läutete zum zweiten Mal. Die zehnminütige Gnadenfrist war vorüber. Nora rappelte sich aus dem Bett hoch, murmelte »Scheiße« und ging die wenigen Schritte zum Bad. »Scheiße«. Auch das wollte sie sich abgewöhnen, dieses rituelle allmorgendliche Fluchen. »Jetzt redest du schon mit dir selbst. Bist halt wieder eine richtige Wienerin«, sagte sie halblaut und grinste ihr Spiegelbild an. Dann vergrub sie ihr Gesicht im kalten Wasser.

Nora genoss es, in der ersten Viertelstunde ihres Tages der Welt ohne Brille entgegenzutreten. Im Spiegel sah sie einen dunkelbraun umrahmten beigefarbenen Teigklumpen, die gemusterten Bodenfliesen verschmolzen zu einer meeresblauen glatten Fläche und das aufgetürmte schmutzige Geschirr vom Wochenende zeigte sich von seiner farbenfrohen Seite. Nora mochte ihre frühmorgendliche Sicht der Dinge. Was sie mit ihren sieben Dioptrien und dem Astigmatismus im linken Auge sah, das vermochte außer ihr niemand zu sehen. Die verschwommene, impressionistische Farblandschaft gehörte ganz allein ihr. Als Kind hatte sie es geliebt, heimlich die Brillen ihrer Eltern aufzusetzen. Die standardmäßige Warnung »Du ruinierst dir noch die Augen« ließ die altmodischen Aschenbecherbrillen nur noch begehrenswerter erscheinen, und wann immer sich

eine günstige Gelegenheit bot, griff die kleine Nora entschlossen zu. Die Mutter war kurzsichtig, der Vater weitsichtig, und so wirkten alle Gegenstände im Wohnzimmer durch Mutters Brille winzig klein und scharf umrissen, und man bekam davon Kopfweh, während Vaters Brille eine ganz andere Welt offenbarte, eine verschwommene, gewölbte, verzerrte und vergrößerte, so wie auch ihre eigenen Augen – wenn sie sich mit Vaters Brille auf der Nase im großen Wohnzimmerspiegel betrachtete – riesig wirkten, wie die Augen des großmutterfressenden Wolfs in Noras erstem Lesebuch. Für Nora waren die Brillen der Eltern so etwas wie der Wunderpilz bei Alice im Wunderland. Ein und dasselbe Ding konnte mit einem Schlag größer oder kleiner erscheinen. Ein erster dezenter Hinweis des Lebens darauf, dass jeder die Welt auf seine eigene Weise wahrnahm.

Vladimir hatte ihr die häusliche Brillenlosigkeit als Faulheit und Realitätsflucht angekreidet. »Du willst wohl deine Haustiere nicht mehr sehen, deine Staubmäuse«, sagte er dann und zog sie am Ohrläppchen. »Du bist mein Staubmäuschen.« Ihm gefielen diese unregelmäßigen Verkleinerungsformen im Deutschen, wie Bäuchlein und Füßchen und Häuschen. »Selber Staubmäuschen«, antwortete sie dann und gab ihm einen Kuss auf sein Mäuschenschnäuzchen. Staubmäuse spielten sie, wenn Vladimir gut gelaunt war. Hatte er jedoch schlechte Laune, machte ihn Noras Sehverweigerung richtig wütend. Dann schimpfte er sie eine rücksichtslose Egoistin, die seine Wohnung verdreckte, während er sich den Rücken krumm arbeitete und jede Dienstreise, *komandirowka*, die ihm der Abteilungsleiter aufbrummte, notgedrungen akzeptierte, und überhaupt, wenigstens die Bücher aus der Küche könnte sie doch wegräumen, das wäre ja wohl nicht zu viel verlangt.

Nora wusste selbst nicht, warum sie morgens immer an Vladimir dachte. Da gab es nichts mehr zu denken, es war vorbei, und sie vermisste ihn nicht, und auch nicht den gemeinsamen Alltag. Nach dem Aufwachen kreisten ihre Gedanken jedoch unweigerlich um Vladimir, oder besser gesagt um seine Abwesenheit. Als wäre da ein Loch neben ihr, so ein Warp-Loch, das sich ihre Gedanken und Gefühle einverleibte. Offenbar hatte sich ihr Organismus noch nicht daran gewöhnt, alleine aufzuwachen. Mit Vladimir hatte es Rituale gegeben, kleine Gesten und Worte, mit denen sie gemeinsam den Übergang vom Schlaf in den Wachzustand überbrückt hatten, diesen Zwischenraum, in dem Wahrnehmungen und Gedanken ein Eigenleben führten. Seit Nora allein schlief, fühlte sich das Aufwachen anders an. Früher hatte sie Vladimir fast jeden Morgen erzählt, was sie geträumt hatte, noch bevor sie richtig wach geworden war. Der schläfrige Vladimir hatte nur mit halbem Ohr zugehört und zwischendurch ein desinteressiertes »*prawda?*«, »tatsächlich?« eingeworfen. Jetzt war keiner da, dem Nora ihre ausufernden Träume anvertrauen konnte, solange sie noch frisch waren und bevor sie der Klarheit der wachen Gedanken weichen mussten wie Tautropfen den ersten Sonnenstrahlen. Seit Nora wieder allein schlief, träumte sie nicht mehr viel. Das lag wohl daran, dass Vladimirs Schnarchen ihren Schlaf nicht länger störte.

Mit nassem Gesicht trat sie zum Herd und nahm die Espressokanne in die Hand. Nur mit Mühe gelang es ihr, die beiden Hälften auseinanderzuschrauben. Um diese Uhrzeit hatte sie noch wenig Kraft in den Händen. Sie holte das Zwischenstück mit dem Kaffeesatz von gestern heraus, drehte es um und pustete kräftig in die runde Öffnung. Der Kaffeesatz löste sich sauber von den Rändern und landete in ihrer hohlen linken Hand. Ein Trick, den sie von Vladimir gelernt hatte, den dieser wiederum auf einer Dienst-

reise in Italien aufgeschnappt hatte. Vermutlich von einer Italienerin, mit der er sie höchstwahrscheinlich betrogen hatte, wenn Betrügen überhaupt der richtige Ausdruck dafür war. Das war alles nicht mehr wichtig. Im Gegenteil, Nora amüsierte sich insgeheim über den Gedanken, dass sie durch Weisheiten, die sie aus Vladimirs Mund gehört hatte, indirekt mit den anderen Frauen in seinem Leben verbunden war. So hingen die Dinge zusammen.

Nora knetete den Kaffeesatz mit der linken Hand und wusch sich anschließend damit die Hände wie mit einer Seife. Den Pflgetipp hatte sie ihrer früheren russischen Mitbewohnerin Olga zu verdanken, die das wiederum in einer Frauenzeitschrift gelesen hatte. Angeblich bescherte Kaffee, als Peeling zweckentfremdet, eine glatte Haut. Russische Frauen legten den allergrößten Wert auf schöne Hände, und Nora hatte sich nach Kräften Mühe gegeben, dieser allgegenwärtigen ästhetischen Anforderung gerecht zu werden. Ihre eigenen Hände waren ihr in Russland mit einem Mal klobig und ungepflegt erschienen. Immerhin hatte sie sich in Russland abgewöhnt, an der Nagelhaut zu knabbern, nachdem Olga sie eines Abends resolut zurechtgewiesen hatte: »So geht das nicht, meine liebe Norotschka. Mit solchen Händen machst du keinen Eindruck auf Männer. Komm, ich zeige dir, wie man richtige Maniküre macht. Kostet nichts und dauert nicht lang.« Daraufhin war Olga in ihrem Zimmer verschwunden. Sekunden später war sie mit einem frischen Handtuch, einer Glasschüssel und einem altmodischen Lederetui zurückgekehrt. Aus dem Etui, in dem, wie Nora später erfuhr, schon Olgas Großmutter ihre Utensilien zur Nagelpflege aufbewahrt hatte, holte Olga diverse Werkzeuge heraus, mit denen sie sich daranmachte, Nora zu raffinierten russischen Damennägeln zu verhelfen. Zuerst musste man

die Finger im Wasser aufweichen, erklärte Olga und goss lauwarmes Wasser in die Glasschüssel. So ließ sich die Nagelhaut leichter entfernen. Danach wurden die Nägel sorgfältig gefeilt und die Hände mit einer Feuchtigkeitscreme einmassiert. Die ganze Prozedur nahm etwa eine halbe Stunde in Anspruch. Zum Schluss durfte Nora aus einer eckigen dänischen Keksdose, in der Olga ihre Nagellacke aufbewahrte, eine Farbe auswählen, um sich anschließend von Olga fachmännisch erklären zu lassen, wie man einen Nagellack richtig auftrug. »Du fängst in der Mitte des Nagelbetts an, siehst du? So. Dann arbeitest du dich hinauf, fast bis zur Nagelhaut. Aber nur fast. Du darfst mit dem Pinsel nicht anstoßen, sonst verliert die Farbfläche ihre Kontur. Ja, so ist es gut.« Nora hatte sich für einen knallroten Nagellack entschieden, bezeichnenderweise ein Essie mit dem Namen *Russian Roulette*, denn ihre Schwäche für die Magie von Wörtern und Eigennamen konnte sie selbst bei der Auswahl von Lacken, Parfums, Zigarettenmarken oder Wohnadressen nicht ganz ablegen. Es war wohl nur einem Zufall zu verdanken, dass sie zwei Tage später, mit ihren tadellos rot lackierten Nägeln bewaffnet, Vladimir in einem Lokal kennengelernt und aus einer puren Laune heraus verführt hatte. Olga glaubte nicht an einen Zufall, ihrer Meinung nach war es gerade die Maniküre gewesen, die Noras Weiblichkeit zur Geltung gebracht und ihr damit zu dem verholfen hatte, was sich zunächst wie Liebesglück oder Glück in der Liebe angefühlt hatte. Später lackierte sich Nora nur noch selten die Nägel, beherzigte aber Olgas Ratschläge bezüglich Maniküre und legte sich eigens dafür ein Handtuch, eine Glasschüssel und ein schlichtes Lederetui zu. Auch als sie später mit Vladimir zusammengezogen war, widmete sie zwischendurch einen Abend ihrer Nagelpflege, mit Rachmaninows Drittem Klavierkonzert im Hintergrund, zur großen Belustigung von Vla-

dimir, der ihr kopfschüttelnd eine ästhetische Assimilierung attestierte. Seit Nora wieder in Wien lebte, waren die Maniküresitzungen seltener geworden, aber das tägliche Kaffeepeling für die Hände war inzwischen Routine. Olga selbst hatte immer nur schwarzen Tee getrunken und hatte sich gefreut, eine Mitbewohnerin zu haben, die täglich nützlichen Kaffeesatz produzierte.

Ich muss endlich wieder mit Olga skypen, dachte Nora, während sie die espressokanne zusammenschraubte. Wieder so ein »ich muss, ich muss«. Nora stellte die espressokanne auf die Herdplatte und ging ins Bad. Hastig streifte sie ihren hellblauen Flanellpyjama ab und stieg in die Duschkabine. Der Wettkampf gegen die Zeit konnte beginnen. Sie musste mit dem Duschen fertig werden, bevor die Kaffeemaschine mit einem lauten Blubbern auf sich aufmerksam machte. Der harte Wasserstrahl katapultierte Nora endgültig in die Gegenwart, der zitronige Duft des Duschgels mischte sich mit dem stärker werdenden Kaffeegeruch. Sie schrubbte sich kräftig mit einem Schwamm ab und ließ anschließend eiskaltes Wasser über ihren Körper laufen. Auch diesen Tipp hatte sie aus Russland mitgebracht. »Ist gut gegen Cellulitis. Und härtet dich ab«, hatte Olga ihr eingeschärft. Tatsächlich entbehrte es nicht einer gewissen Härte, sich jeden Tag mit eiskaltem Wasser zu übergießen, so kalt, dass der Atem stockte, aber für Nora war der Wettlauf gegen die Kaffeekanne in Kombination mit dem kalten Wasser die einzige Möglichkeit, die Zeit unter der Dusche einzugrenzen. Wäre es nach ihr gegangen, würde sie stundenlang unter der heißen Dusche stehen und sich Tagträumen hingeben, wie es sich für Warmduscher gehörte. Aber das war zeitaufwendig und obendrein eine Ressourcenverschwendung, die sie nicht verantworten konnte.

Nora spürte, wie nach der kalten Dusche Hitze in ihrem Körper aufstieg und ihre blasse Haut stellenweise rötlich färbte. Jetzt war sie richtig wach. Sie wickelte sich in ein Handtuch und eilte zum Herd. Punktgenau, der Kaffee war soeben fertig geworden. Ein kleiner Etappensieg. Zufrieden goss sie die heiÙe dunkelbraune Flüssigkeit in ihre neue Kaffeetasse, die sie sich selbst zu ihrem Dreißiger geschenkt hatte. Eine schlichte graue Tasse, ohne jegliche Verzierungen. Eine solche Tasse aufzutreiben, war gar nicht so leicht gewesen. Die beige Farbe, die der Kaffee annahm, nachdem sie ein wenig Milch hineingeschüttet hatte, passte hervorragend zum Grauton.

Mit der Kaffeetasse in der Hand stapfte Nora zurück zum Bett. Sie stellte die Tasse auf dem Nachtkästchen ab und setzte ihre Brille auf. Augenblicklich verwandelten sich die Farbflecken in scharf umrissene Gegenstände, und das Zimmer stellte seine Unaufgeräumtheit unverhohlen zur Schau. Noras Blick fiel auf den Wecker. Viertel nach acht. Sie musste sich beeilen. Jeden Montag das gleiche Drama. Sie brauchte fast eine Dreiviertelstunde zur Arbeit, also sollte sie schon längst fertig angezogen sein und das Haus verlassen haben. An eine selbstgedrehte Zigarette, gemütlich zum Kaffee und Radiomusik, war nicht mehr zu denken. Mit geübten Handgriffen nahm sie aus dem Kleiderschrank alles, was sie brauchte: Unterwäsche, Socken, Jeans, ein kurzärmliges schwarzes Oberteil und eine dunkelblaue Strickjacke, zog sich rasch an und hob ihre Handtasche vom Boden auf. Eine weitere Weisheit Olgas kam ihr in den Sinn: »Du darfst deine Handtasche nie auf dem Boden ablegen, sonst wirst du immer zu wenig Geld haben.« Das erklärt vielleicht einiges, dachte Nora und gönnte sich ein herzhaftes Seufzen. Dann kehrte sie rasch zum Vorraum zurück, schlüpfte in ihre Turnschuhe, trippelte zum Bad, putzte sich die Zähne, schnürte ihre Schu-

he, danach nahm sie noch einen großen Schluck Wasser, band ihre Haare hastig zu einem vogelnestartigen Gebilde zusammen und stürmte aus der Wohnung.

[...]

- ankommen -

Als sie ihr Ziel erreichte, war es zehn nach neun. Sie war verschwitzt, außer Atem und hätte sich am liebsten selbst dafür geohrfeigt, dass sie schon wieder zu spät kam, obwohl sie sich am Vorabend fest vorgenommen hatte, diese Woche gut und richtig anzufangen. Sie sperrte ihr Fahrrad hastig ab, stürmte in das Gebäude und rannte die drei Stockwerke hinauf. Vor der Tür blieb sie einen Augenblick lang stehen, um der Versuchung zu widerstehen, die Tür aufzureißen. Sie atmete einmal durch und trat ein.

Erika saß wie immer an ihrem Schreibtisch und begrüßte sie mit einem breiten Lächeln.

»Guten Morgen, Norotschka!«

»Hallo, Erika, bitte entschuldige die Verspätung, ich ...«

Erika unterbrach sie:

»Kein Problem. Du hast sowieso eine Stehstunde. Herr Achmadow hat gerade telefonisch abgesagt. Er ist krank. Roswitha ist schon im Therapiezimmer.«

Nora holte reflexartig ihr Handy heraus.

»Ja, ich habe dich gleich angerufen und dir auf die Box gesprochen.«

»Ich hab's nicht gehört, bin heute mit dem Rad da.«

»Bringst du uns einen Kaffee?«

Nora nickte und rang sich ein gequältes Lächeln ab. Der Stress war umsonst gewesen. Sie hätte eine Stunde länger schlafen können. Oder in aller Ruhe bei der Aida einen Kaffee geschlürft und dazu eine Nusschnecke vertilgt.

Egal, so hatte sie eben ihre sogenannte Stehstunde, eine erzwungene Wartezeit, die man ja keineswegs im Stehen verbringen musste und die immerhin elf Euro einbrachte. Besser als nichts. Außerdem war ein Kaffeepausch mit Erika insbesondere an einem Montagmorgen nicht zu verachten. Am Wochenende erlebte Erika meistens verrückte Sachen, was montags für Unterhaltung sorgte. Nora hatte das Gefühl, dass Erika die Wochenenden dringend brauchte, um ihre Batterien aufzuladen. Kein Wunder, musste sie doch den ganzen Tag freundlich und geduldig bleiben, jedem noch so schwierigen Klienten eine verständliche Auskunft geben und die Launen sämtlicher Psychotherapeuten und Dolmetscher über sich ergehen lassen. Nora fragte sich, wie Erika das aushielt. Sie selbst arbeitete maximal drei Tage pro Woche hier, manchmal auch nur einen Tag. Alle Psychotherapeuten und Dolmetscher arbeiteten so, stundenweise oder tageweise. Nur Erika war von Montag bis Freitag im Haus. Sie bildete das soziale Kernstück des Zentrums, an ihrem Tisch liefen alle Fäden zusammen, bei ihr wurde getratscht, gelästert und gejammert, Honorarnoten wurden ausgefüllt, in dringenden Fällen Tampons, Nagellackentferner und Handcreme geschnorrt, und der Kaffee, ja, ohne Kaffee ging gar nichts.

Nora war schon fast wieder bei der Treppe, als ihr einfiel, dass sie vergessen hatte nachzufragen, welchen Kaffee Erika heute wollte. Sie kehrte um und steckte ihren Kopf durch die Tür:

»Automat, Filter oder Kanne?«

»Automat. So, wie er rauskommt«, antwortete Erika.

Nora grinste verschwörerisch und machte auf dem Absatz kehrt. Erika und Nora hielten große Stücke auf den neuen Kaffeeautomaten, was von allen anderen Kollegen im Büro mit Kopfschütteln bedacht wurde. Sie griffen nur

im Notfall darauf zurück, wenn die Milch im Kühlschrank der Gemeinschaftsküche abgelaufen oder das Kaffeepulver aufgebraucht war. Erika und Nora dagegen machten sich einen Spaß draus, jedes Mal eine andere Sorte im Angebot auszuprobieren und für die jeweilige Geschmacksrichtung Punkte zu vergeben.

Auf dem Weg zum Automaten im ersten Stock sinnierte Nora darüber, ob es möglich wäre, eine Statistik über Vornamen von Sekretärinnen aufzutreiben. Bestimmt war es nur selektive Wahrnehmung, aber sie hatte den Eindruck, dass der Name Erika überproportional vertreten war. In der Caritas-Stelle im vierten Bezirk, wo sie mittwochs arbeitete, hieß die Sekretärin auch Erika, ebenso die Sekretärin in der Volkshochschule, wo Nora Russisch für Anfänger unterrichtete, und wenn ihr Gedächtnis sie nicht täuschte, hatte in ihrem ersten Studienabschnitt einer von den vier Sekretariatsdrachen am Institut für Politikwissenschaft ebenfalls Erika geheißen. Konnte das ein Zufall sein? Oder war es so, dass Namen bestimmte Eigenschaften und Charakterzüge verstärkten und sich deshalb überdurchschnittlich viele Gleichnamige in einem Berufsfeld tummelten? Erika klang nach Ordnung, Zuverlässigkeit und einer gewissen Strenge, wenn es drauf ankam. Eine Erika passte hervorragend in jedes Büro, der Name bürgte für Sicherheit. Nach Noras Beobachtung lautete das russische Pendant dazu Svetlana.

Roswitha dagegen war ein typischer Name für eine Psychotherapeutin, und zwar für eine von denen, die zu ihrem mütterlich-verständnisvollen Lächeln und ausladenden Kurven gerne große bunte Schals und auffällige Broschen trugen. Roswitha oder Lydia, diese Namen suggerierten Vertrauen und Geborgenheit. Die eher hölzern-abstinent wirkenden Psychoanalytikerinnen hörten wiederum gerne auf solche Namen wie Gertrud oder Hedwig.

Was ihren eigenen Namen betraf, so hatte Nora seit ihren Teenagertagen darauf gesetzt, dass ihr kurzer, prägnanter und im Übrigen weltberühmter Nachname *Kant* sie mit einer gehörigen Durchsetzungskraft ausstatten würde. *Nora Kant*, das klang doch kantig, zackig, resch. *Hence the name*. Kurz und prägnant, wie *Dora Maar* oder *Anaïs Nin*. Spätestens im zweiten Studienabschnitt musste sie sich jedoch eingestehen, dass in ihrem Fall die *Magie* des Namens versagt hatte. Seit sie als Dolmetscherin für Russisch arbeitete, wurde sie ohnehin von vielen verniedlichend *Norka* oder *Norotschka* genannt, was ihrem verschusselten Charakter viel eher gerecht wurde, wie sie sich selbst widerwillig eingestehen musste. Außerdem bedeutete *Norka* auf Russisch *Nerz*, und als *Nora* klar wurde, dass sie also mit einem Spitznamen herumliefe, der ein Tier bezeichnete, aus dessen Fell schicke Hauben und Mäntel für neureiche Damen hergestellt wurden, wunderte es sie nicht mehr, dass sie in Russland von niemand ernstgenommen wurde. An ganz düsteren Tagen, die sich vor dem Dreißiger gehäuft hatten, also an solchen Tagen, an denen es Selbstvorwürfe bar jeglicher Selbstironie hagelte, tauchte in ihrer Fantasie von irgendwoher die unheilvolle Überschrift »*Norotschka* oder ein Puppenleben« auf, mit der sie nichts anzufangen wusste und die sich nur mit einer starken Kopfschmerztablette in Kombination mit einem gut gekühlten Bier verscheuchen ließ.

Erikas heutiger Favorit war also Cappuccino, »so wie er rauskommt«. Nora hatte Lust auf Cappuccino mit Haselnuss. Mit einem Plastikbecher in jeder Hand versuchte Nora, die schwere Glastür mit der rechten Schulter aufzustoßen und verschüttete dabei ein wenig Haselnusscappuccino über ihre Hand.

»Scheiße!«

[...]

Nora stieß noch einmal die schwere Glastür mit der Schulter auf und stieg die zwei Stockwerke hinauf, sorgfältig darauf bedacht, diesmal keinen Kaffee zu verschütten. Mit dem rechten Ellbogen drückte sie die Türklinke hinunter und stieß die Tür auf.

»Danke, bist ein Schatz!«, sagte Erika und nahm ihren Kaffee entgegen.

»Tschick?«, fragte Nora und deutete mit dem Kopf zur Teeküche. »Rauchst du noch? Oder schon wieder?«

»Eigentlich schon seit fünf Tagen aufgehört, aber heute mache ich eine Ausnahme.«

»Auf keinen Fall! Ich will dich nicht verführen!«

»Ach was, verführ mich ...«, sagte Erika schnurrend und griff nach ihrer magischen Schublade, die Nora als »Erikas Mary-Poppins-Tasche« bezeichnete, weil sie alles enthielt, was man im Büroalltag gebrauchen konnte. Mit einer geschickten Bewegung zog Erika eine Packung extralanger Damenzigaretten und ein knallgelbes Feuerzeug heraus.

In der Teeküche setzten sich die beiden an den kleinen Tisch am Fenster, Erika gab Nora Feuer und zündete dann ihre überlange schmale Zigarette an.

»Also, erzähl mal. Liest du wieder?«

»Nein. Ich sagte doch, drei Monate Lesestreik. Da bin ich konsequenter als du mit deinem Rauchen«, sagte Nora und lachte, während sie genüsslich den Rauch durch die Nase ausblies.

»Na wart nur, irgendwann sitzt du beim Zahnarzt und greifst nach einer Zeitschrift, und dann liest du dort eine Buchbesprechung, und dann wirst sehen, dann rennst du nach Haus und stürzt dich auf das erstbeste Buch und liest die ganze Nacht durch. So wird's sein! Das schau ich mir dann an, deinen Lesestreik!«, sagte Erika und versuchte vergeblich, mit den Lippen den Rauch zu einem Ring zu formen.

Plötzlich ging die Tür auf, und Roswitha steckte ihren Lockenkopf durch.

»Entschuldigung, da ist jemand am Apparat. Nora, gehst du bitte ran, ich glaub, es ist Russisch.«

Nora sprang von ihrem Stuhl auf, drückte ihre Zigarette aus und eilte zum Telefon. Es war Frau Sultanowa, die sich dringend einen Termin wünschte, möglichst noch heute, es sei ein Notfall. Nora gab die Information an Roswitha weiter, diese schaute in ihren Kalender und fragte Nora:

»Bis wann kannst du heute?«

»Open end«, antwortete Nora, ohne zu überlegen, und hätte sich in diesem Augenblick am liebsten auf die Zunge gebissen.

»Okay, dann hängen wir einfach eine Stunde an. Sag ihr, sie kann um 17 Uhr kommen.«

Nora gab den Termin durch und legte auf. Sie würde also mindestens bis 18 Uhr bleiben müssen. Nora verfluchte sich für ihre unbedachte, in vorauseilender Hilfsbereitschaft getroffene Zusage.

Roswitha lächelte.

»Danke. Der Herr Achmadow hat uns ja mal wieder versetzt. Wer weiß, was es diesmal schon wieder ist.«

»Vielleicht hat er eine Arbeit gefunden ...?«, warf Nora ein und ärgerte sich wieder über ihre Gedankenlosigkeit. Bei den meisten Psychotherapeuten musste man auf der Hut sein, so viel hatte Nora schon begriffen. Erst seit etwas mehr als einem Jahr war sie mit dieser Berufsgruppe konfrontiert und fühlte sich in der betriebsinternen Kommunikation noch nicht ganz wohl. Die Art, wie die Psychotherapeuten untereinander über die Patienten oder »Klienten« sprachen, gab ihr Rätsel auf. Manchmal klang es wie banaler Tratsch, dann wieder hatte Nora das Gefühl, dass in jedes Wort des Klienten viel zu viel hineininterpretiert wurde, und manchmal wusste sie einfach gar nicht,

was sie von dem ganzen Laden halten sollte. Ihr war bewusst, dass da mehr dahinterstecken musste, aber dass sie selbst noch nicht ganz darauf gekommen war, worum es eigentlich ging und welche Begriffe mit welchen Bedeutungen aufgeladen waren. Alles in allem fühlte sich das psychotherapeutische Terrain für Nora wie ein verbales Minenfeld an, auf dem man nicht oft genug den Mund halten konnte. Erika war ihr da eine große Hilfe. Sie konnte in klaren Worten und mit wohldosierter Ironie die Macken und Vorlieben jeder Therapeutin umreißen, sodass Nora in etwa wissen konnte, woran sie bei wem war.

»Nein, das meinte ich nicht, ob er eine Arbeit gefunden hat oder nicht«, konterte Roswitha auch schon, und Nora beschlich schon wieder dieses ungute Gefühl, etwas Banales und Überflüssiges gesagt zu haben. *Si tacuisses, Norotschka ...*

»Ich denke, es geht um etwas anderes. Weißt du noch, vor zwei Wochen hat er zum ersten Mal wirklich über seine Foltererfahrungen gesprochen. Das ist ihm jetzt wahrscheinlich unangenehm, und deshalb bleibt er uns jetzt eine Weile fern. Aber ich denke, er wird wiederkommen.«

Und ich denke, er hat letztes Mal erwähnt, dass er vermutlich bald eine Arbeit als Hausmeister bekommt und dass er dann nicht mehr regelmäßig kommen kann, dachte Nora, sagte diesmal aber nichts, sondern nickte nur vage.

- übersetzen -

Roswitha kramte in ihrer bunten Filztasche und holte einige Formulare heraus, die in einer blassrosa Aktenhülle steckten.

»Übrigens, wenn du schon da bist, könntest du mir bitte schnell ein paar Fallberichte ins Englische übersetzen? Das wäre ganz lieb. Ist für die UNO, du weißt schon.«

Ja, Nora wusste. Das waren diese haarsträubenden Folterberichte, die der Verein jedes Jahr in einer bestimmten Anzahl an die UNO schicken musste, um weiterhin Subventionen zu erhalten. Die UNO, das war für Nora in den Teenagerjahren und in den frühen Zwanzigern eine Oase der Völkerverständigung und des Weltfriedens gewesen. Ein UNO-Praktikum in New York war ihr während ihres Studiums der Politikwissenschaft als das höchste der Gefühle erschienen, und es war nichts anderes als die allzu große Ehrfurcht vor dieser einzigartigen globalen Institution, die sie damals daran gehindert hatte, konkrete Schritte in diese Richtung zu unternehmen. Seit sie als Dolmetscherin mit Folterüberlebenden arbeitete, hatte sie die banale bürokratische Seite der UNO kennengelernt, mit Formularen und Statistiken. In den Telefonaten mit Genf ging es um *board meetings*, bei denen über die Subventionen entschieden wurde, und als eines Tages eine hübsche junge UNO-Mitarbeiterin hereingeschneit kam, um sich den subventionierten Laden vor Ort anzusehen, da hatte sich bei Nora in die aufrichtige Bewunderung gegenüber der weltgewandten vielsprachigen Dame auch eine Prise Erleichterung eingemischt, dass sie, Nora, diesen Weg der globalen Bürokratie doch nicht beschritten hatte. Vielleicht waren es aber auch nur saure Trauben, dachte Nora später, wer konnte schon wissen, welche Tricks das Gehirn mobilisierte, um sich die momentane Misere schönzureden.

Nora hasste es, diese Case Studies zu übersetzen, die »Käs-Staddis«, wie Erika schrieb, wenn sie die ausgefüllten Formulare per Mail an Nora verschickte. Die Berichte wurden zwar anonymisiert, aber häufig gelang es Nora, die Foltergeschichten einigen bekannten Klienten zuzuordnen.

Allerorts produzierte der Krieg Ruinen und Scherbenhaufen. Das betraf die sichtbare städtische Architektur ge-

nauso wie die filigrane Struktur der Seele. Die Therapie, schlussfolgerte Nora, war so etwas wie der Wiederaufbau, ein Marshall-Plan zur Konsolidierung der verwüsteten inneren Landschaften. In den Therapiegesprächen ging es darum, die von der Wucht des Traumas in alle Richtungen geschleuderten Teilstücke aufzusammeln und sie behutsam wieder zusammenzusetzen. Nora hatte nicht den Eindruck, dass die Bruchstellen jemals ganz zusammenwachsen würden. Sie stellte sich die Psyche der Klienten wie zusammengeklebte Tongefäße vor, aber immerhin Tongefäße und hoffentlich keine Scherbenhaufen mehr. Dass diese Menschen überhaupt da waren und für ihre Erlebnisse Worte finden konnten, das allein war ein Triumph des Lebenswillens über die todbringende Zerstörung, und auch wenn sich Nora in manchen Therapiesitzungen am liebsten Augen und Ohren zugehalten hätte, schöpfte sie dennoch Kraft aus der lebendigen Anwesenheit der Klienten, aus dem Bewusstsein, dass diese Menschen allen Widrigkeiten zum Trotz, *against all odds*, noch immer da waren, unter uns, dass der Krieg sie nicht zermalmt hatte. In der Therapie, so reimte Nora es sich in ihren eigenen Worten zusammen, sollte es darum gehen, aus Überlebenden wieder Lebende zu machen.

»Ist eh kein Problem für dich, oder?« – Roswithas Worte rissen Nora aus ihren Gedanken.

»Rauch in Ruhe aus. Kein Stress, heute kriegen wir sicher noch irgendwo eine Stehstunde, und die Fallberichte müssen erst Ende der Woche raus«, fügte Roswitha betont freundlich hinzu.

Nora nahm die Formulare und verließ wortlos den Raum Richtung Teeküche, wo ein alter Laptop stand, auf dem man in den Pausen arbeiten konnte. Roswitha sah der zierlichen Gestalt nach. War Nora etwa beleidigt? Aber

wodurch denn bloß? Weil sie ein paar kurze Fallberichte übersetzen sollte? Für die sprachbegabte Norotschka war das doch ein Klacks!

Die Dolmetscher sind schon ein seltsames Volk, dachte Roswitha. Manchmal kannte sie sich mit ihnen einfach nicht aus. Als sie vor drei Jahren begonnen hatte, mit Dolmetschern zusammenzuarbeiten, hatte sie gedacht, sie würde keine zwei Wochen durchhalten. Es war unheimlich gewesen, eine dritte Person im Raum zu haben, auf die man angewiesen war, die einem auf die Finger schauen konnte und mit der man, ja, das auch, manchmal um die Aufmerksamkeit des Klienten wetteifern musste. In den letzten drei Jahren hatte Roswitha mit unterschiedlichen Dolmetschern gearbeitet, mit den sogenannten professionellen und auch mit den sogenannten Laiendolmetschern, mit deutschsprachigen und ausländischen, jungen und älteren, und immer, ausnahmslos immer hatte es irgendwelche Schwierigkeiten gegeben. Kleinere oder größere, je nachdem, aber ganz reibungslos ging es nie vonstatten. Ein abgeschlossenes Dolmetschstudium war noch keine Erfolgsgarantie, das stand für Roswitha fest. Gerade die Profis taten sich oft schwer, sich auf den therapeutischen Prozess einzulassen und in einem Nachgespräch ihre Gefühle und Eindrücke mitzuteilen. Nora war so ein Fall. Zwar war sie keine ausgebildete Dolmetscherin, aber sie kam aus dem universitären Umfeld, hatte ein gutes Sprachgefühl und verstand sich darauf, um die passenden Ausdrücke zu ringen. Zumindest musste man ihr nicht erklären, warum es wichtig war, sich um sprachliche Feinheiten zu bemühen. Aber wie so viele andere Dolmetscher aus dem akademischen Bereich nahm Nora manchmal eine abwehrende Haltung ein und sperrte sich gegen jede Art von Besprechung. Als Roswitha sie zu Beginn ihrer Zusammenarbeit gebeten hatte, »alles wortwörtlich zu übersetzen«, hatte

Nora wie eine fauchende Katze erwidert: »Erstens heißt es im mündlichen Modus dolmetschen und nicht übersetzen, und zweitens gibt es kein wortwörtliches Übersetzen – beziehungsweise: So etwas gibt's schon, aber das klingt dann so, wie wenn man sagt ›I understand only railway station‹ für ›ich verstehe nur Bahnhof‹.« Roswitha hatte sich seitdem gehütet, übersetzen und dolmetschen synonym zu verwenden, und »wortwörtliches Übersetzen« war ihr nicht mehr über die Lippen gekommen. In der Stunde gab es mit Nora so gut wie keine Probleme, sie hatte sehr schnell gelernt, Distanz zu wahren, ohne dabei unfreundlich zu wirken, und was das Dolmetschen anbelangte, war Roswitha zufrieden, soweit sie es beurteilen konnte, aber nach den Stunden wollte zwischen den beiden keine rechte Vertrautheit aufkommen. Nora hielt sich bedeckt, und Roswitha beschlich das Gefühl, dass ihre Dolmetscherin keine besonders gute Meinung von der Psychotherapie hatte. Einmal hatte Roswitha zufällig ein Gespräch zwischen Nora und Erika in der Teeküche mitangehört und hatte gedacht, ja, so sollte unser Gesprächsklima sein, dann könnten wir viel besser miteinander arbeiten, aber sobald sie den Raum betreten hatte, war Nora schlagartig verstummt, und ihr Gesicht hatte wieder den Ausdruck unverbindlicher Professionalität angenommen. Roswitha wusste aus Erfahrung, diese Haltung würde früher oder später zu einer Auseinandersetzung führen oder, noch schlimmer, zu einem stillschweigenden Auseinanderdriften, und irgendwann würde die Dolmetscherin von einem Tag auf den anderen weg sein. Auf diese Weise hatte sie schon zwei Dolmetscher verloren, eben weil sie die Signale ignoriert hatte. Was soll man sonst noch alles machen ... Es war schon schwierig genug mit den Klienten und ihren Geschichten, und dann noch die Sprachbarriere – wie sollte man sich dann auch noch um die Befindlichkeiten der

Dolmetscherin kümmern? Mit Nora hatte sie im Großen und Ganzen Glück, sie war zuverlässig und unauffällig. Aber irgendetwas schien an ihr zu nagen, und dieses Etwas würde sich früher oder später massiv bemerkbar machen. Roswitha wusste nicht viel über Noras Leben und ihre Motivation, als Dolmetscherin zu arbeiten, aber sie ahnte, dass sie den Job eher aus Verlegenheit als aus Eigenantrieb angenommen hatte. Vielleicht war das des Rätsels Lösung, schlicht mangelndes Interesse. Nicht gerade gut, aber immer noch besser als überbordende Hilfsbereitschaft, dachte Roswitha. Nichts war ärgerlicher als eine Dolmetscherin mit akutem Helferkomplex. Was hatte sie sich da schon geärgert über Dolmetscherinnen, die in ihrer Freizeit mit den Klienten alle möglichen Ämter abklapperten und als Möchtegern-Sozialarbeiterinnen ihr Unwesen trieben.

[...]

- *dolmetschen* -

»Frau Magomadowa ist da, kommst du bitte schnell?« Roswithas Lockenkopf hatte sich nur ganz kurz durch den Türspalt geschoben und war auch schon wieder verschwunden.

»Ja, sofort!«, rief Nora zurück, betätigte rasch die Speichertaste, drückte ihre Zigarette in den Aschenbecher und sprang auf. Wie spät war es denn? Nora schaute auf ihre Armbanduhr, das einzige Geschenk Vladimirs, das noch in ihrem Besitz war. Die anderen Geschenke – Bücher, CDs und DVDs, Mütze, Schal, Handschuhe und Socken aus dicker Wolle, also die komplette Ausrüstung für den russischen Winter, dazu eine plumpe goldene Halskette mit einem rubinroten Glasstein – das alles hatte Nora in einen Plastiksack gewickelt und bei Olga untergebracht, unter

dem Vorwand, keinen Platz mehr in ihrem Koffer zu haben und kein Geld, um Übergepäck zu bezahlen. Das war nicht einmal gelogen gewesen. Von der schönen klassischen Armbanduhr, die eher nach einer Männeruhr aussah und die Vladimir am ersten Jahrestag ihrer Beziehung feierlich um ihr rechtes Handgelenk gebunden hatte, »damit du noch viele, viele unserer gemeinsamen Jahre darauf zählen kannst«, konnte und wollte sie sich aber nicht trennen. Sie zeigte jetzt zwanzig nach zehn an. Nora hatte also mindestens eine Dreiviertelstunde an der Übersetzung gearbeitet, und Frau Magomadowa war wie immer zwanzig Minuten zu spät. Zuspätkommen wurde von Roswitha als »Widerstand gegen die Therapie« interpretiert, für Nora war es nichts anderes als ein naturgegebener Zustand.

Nora wollte noch schnell auf die Toilette gehen, aber als sie sah, dass Roswitha schon an der offenen Tür zum Therapieraum stand, eilte sie zu ihr. Die Klientin hatte schon auf dem Stuhl bei der Tür Platz genommen und saß nun mit dem Rücken zu Nora, die unentschlossen im Türrahmen stand und darauf wartete, dass Roswitha ihren Terminkalender holte und eintrat. Einem ungeschriebenen Gesetz zufolge wählte zuerst die Klientin ihren Sitzplatz, dann die Therapeutin, und schließlich nahm die Dolmetscherin den dritten Sessel, der noch übrig war. Sie war die Dritte, das Sprachrohr, das Bindeglied, aber auch die Pufferzone, die Mittelsfrau, die Hörende und Verstehende, die so viel sprach wie die beiden anderen zusammen, die aber von sich aus nichts sagen, nichts hineininterpretieren, nichts hinzufügen, nichts weglassen durfte. In der Theorie jedenfalls. Sie war die Fliege an der Wand, die Mithörende, Mitwissende, Mitdenkende, Mitfühlende, die trotzdem nicht ganz dazugehörte und jederzeit austauschbar war.

Arbeitete sie gut, fiel sie nicht weiter auf, wie eine diskrete Kellnerin, die ein mehrgängiges Menü so geschickt

serviert, dass die Speisen sich von ganz alleine abzuwechseln scheinen. Machte sie aber Fehler, fiel sie unangenehm auf, wie eine Bedienerin, die Rotwein über ein weißes Hemd schüttet. Nora hatte verstanden, ihre Unauffälligkeit musste mühelos und ungezwungen rüberkommen, wie eine gut einstudierte Pirouette. Arbeitete sie gut, würden die Gesprächspartner das Gefühl haben, sie sei gar nicht da. Sie setzte ihre unverbindliche Dolmetschermiene auf, wachsam und zugewandt, aber nicht zu neugierig; kontrolliert, aber nicht zu distanziert, eine abwartende, perfekt unauffällige Projektionsfläche.

»Sdrasstwujte.«

»Guten Tag«, hörte sich Nora in ihrer Dolmetschstimme sagen.

Wenn sie dolmetschte, klang ihre Stimme eine Nuance glatter, neutraler und sachlicher als das, was sie als ihre eigene Stimme zu hören gewohnt war.

»Ja, also, wie geht es Ihnen heute?«, fragte Roswitha und lächelte der Klientin aufmunternd zu, während sie zugleich das obligatorische Anwesenheitsformular ausfüllte.

Daraufhin sagte Nora auf Russisch: »Wie fühlen Sie sich heute?« Die Phrase *Kak waschi dela?*, die schablonenhafte Entsprechung aus dem Wörterbuch für *Wie geht es Ihnen?*, erschien ihr in diesem Kontext zu salopp, zu wenig verbindlich. Solche winzigen Umdeutungen und Anpassungen nahm sie inzwischen automatisch vor, ohne darüber zu grübeln, ob es legitim war, ein kleines Stückchen vom Original abzuweichen. Der Auslöser dafür, dass sie sich diese kleinen Freiheiten ungefragt nahm, wann immer es ihr nötig erschien, war ein peinliches Missverständnis gewesen, das sich ganz zu Beginn ihrer Dolmetschtätigkeit in der Psychotherapie zugetragen hatte. Damals hatte eine Psychotherapeutin am Ende einer Stunde gefragt: »Was

konnten Sie heute aus der Stunde mitnehmen?« Nora hatte den Satz wörtlich gedolmetscht, woraufhin der Klient aufgebracht erklärt hatte: »Aber ich habe doch nichts geklaut!« Seitdem vertraute sie in erster Linie ihrer eigenen sprachlichen Intuition und bemühte sich um eine adäquate Wiedergabe der kommunikativen Absicht, anstatt sich auf die jeweils verwendeten Wörter zu konzentrieren. Mit therapeutischen Floskeln wie »Was macht das jetzt mit Ihnen?«, »Was machen Sie mit Ihrer Wut?« oder »Das lassen wir jetzt einfach mal so im Raum stehen« hielt sie sich inzwischen nicht mehr lange auf und gab sie einfach so wieder, wie es ihr intuitiv sinnvoll erschien. Manchmal war ein bestimmtes Wort von entscheidender Bedeutung, und dann wieder war ein Wort bloß eine Hülle, die Nora bei der Übertragung in die andere Sprache abstreifte, um den Kern des Gedachten zutage zu fördern.

Wörter und Worte, das war nicht ein und dasselbe. Es war gar nicht einfach gewesen, dem verdutzten Vladimir, der an und für sich nicht schlecht Deutsch sprach, den Unterschied zwischen diesen beiden Pluralformen von »Wort« zu erklären. Wie präzise die deutsche Sprache zuweilen sein konnte, wollte und auch musste, das war Nora erst durch das Dolmetschen richtig zu Bewusstsein gekommen.

»Normaljno«, beantwortete Frau Magomadowa schüchtern Roswithas Frage nach ihrem Wohlbefinden.

Normaljno bedeutete eigentlich *normal*, aber Nora sagte ohne zu zögern: »Danke, gut.« Es war nichts anderes als die Standardantwort auf eine Standardfrage, und Nora sah keinen Bedarf, an den einzelnen Wörtern kleben zu bleiben.

»Frau Magomadowa, Sie waren letztes Mal nicht da. Ihr Sohn hat am Telefon gesagt, dass Sie krank waren. Was hatten Sie denn?«

Nora dolmetschte, und Frau Magomadowa begann mit leiser Stimme zu sprechen, ohne aufzublicken. Ihre Hände

strichen immer und immer wieder ein Taschentuch glatt.

»Ehrlich gesagt stimmt das nicht. Ich war gar nicht krank. Es gab einen schlimmen Streit im Heim. Ich bin einfach im Bett liegen geblieben. Zu Mustafa habe ich gesagt, er soll hier anrufen und sagen, dass ich krank bin. Es war schlimm, Mustafa wollte zuerst nicht. Sonst sage ich ihm ja immer, dass er nicht lügen darf. Er hat mir dann den Gefallen getan. Danach hatten wir aber auch Streit. Es tut mir alles sehr leid.«

»Ich verstehe schon«, sagte Roswitha mitfühlend, nachdem sie die Worte der Klientin aus Noras Mund vernommen hatte.

Frau Magomadowa drückte sich das glattgestrichene Taschentuch ans Gesicht.

»Immer schön eins nach dem anderen, wir haben Zeit«, sagte Roswitha, und Nora dolmetschte: »Beruhigen Sie sich zuerst und erzählen Sie dann.«

»Entschuldigen Sie bitte, es geht gleich wieder«, presste Frau Magomadowa durch das inzwischen zerknüllte und durchnässte Taschentuch hervor. Sie atmete tief durch und setzte wieder zum Sprechen an, dabei blickte sie keine der beiden anderen Frauen im Raum an, sondern starrte auf ihre Hände, die an dem nassen Taschentuch herumkneteten.

»Der Streit hat sich schon länger angebahnt. Im Zimmer neben mir wohnt eine afrikanische Frau mit drei kleinen Kindern. Ich habe nichts gegen diese Frau, ich kenne sie ja kaum, sie spricht noch schlechter Deutsch als ich, wir haben nur ein paar Worte gewechselt. Wir sehen uns immer in der Küche oder in den anderen Gemeinschaftsräumen. Das Problem ist, ihre Kinder sind einfach zu laut. Ich halte das nicht aus, ich bekomme Kopfschmerzen von diesem ständigen Geschrei.«

Frau Magomadowa machte eine kurze Pause, die Nora nutzte, um das Gesagte zu dolmetschen.

»Die Kinder rennen andauernd herum, vor allem in der Küche macht mich ihr Geschrei wahnsinnig. Vor kurzem haben sie einen Teller und mehrere Gläser zerschlagen. Ich weiß, die Kinder machen das nicht absichtlich, aber meine Nerven, Sie wissen schon ...«

Wie um ihr angegriffenes Nervenkostüm mit einer Geste zu unterstreichen, zeigte Frau Magomadowa ihre zitternden Hände.

»Ja wsja na njerwach«, sagte sie. *Ich bin ganz auf Nerven* hieß das wörtlich. Nora sagte: »Meine Nerven liegen blank« und fragte sich zugleich, ob das die optimale Übersetzung war. Zuerst hatte sie »nervös« sagen wollen, aber mit diesem Adjektiv verband sie eher so etwas wie Aufregung, möglicherweise sogar eine freudige Erwartung. Vor einem Date konnte man unter Umständen auch nervös sein. Hingegen war das, was Frau Magomadowa mit *na njerwach* meinte, eher *genervt* und zudem angstbesetzt. Mit diesem Ausdruck beschrieben viele den Zustand des Wartens auf den Brief aus dem Bundesasylamt. *Na njerwach* war man, wenn der Postmann kam oder wenn man den Lärm nicht länger ertrug und selbst Angst hatte, dass man bald durchdrehen würde.

»Und außerdem, diese Frau, diese Afrikanerin«, setzte Frau Magomadowa nun mit ruhigerer Stimme fort, »also, diese Frau und ich teilen uns den Putzdienst. Eine Woche ist sie dran, eine Woche ich. Aber sie macht ihre Arbeit nicht gut. Ich muss viel mehr putzen als sie. Und jetzt ...«

Frau Magomadowa rang sichtlich um Worte.

»Es ist mir so unangenehm. Ich wollte das wirklich nicht ...«

»Was ist denn genau passiert? Erzählen Sie es einfach. Ich höre Ihnen gut zu«, sagte Roswitha.

»An diesem Tag letzte Woche habe ich es nicht mehr ausgehalten. Ich hatte in der Nacht davor nicht geschlafen,

ein Baby im Stock hatte ständig gebrüllt, Sie haben ja keine Ahnung, es ist oft nicht auszuhalten, die Wände sind wie aus Papier. Also, ich war an diesem Tag richtig genervt und hatte Kopfschmerzen, und dann ging ich in die Küche und wollte Mittagessen kochen, aber als ich in die Küche kam, war alles dreckig, diese Frau hat überhaupt nicht geputzt, obwohl es ihre Woche war, es gab kein sauberes Geschirr, und dann sind auch noch ihre Kinder hereingekommen und waren laut, so laut, mein Kopf ist fast explodiert, und dann habe ich es einfach nicht mehr ausgehalten und bin runter ins Büro und habe gesagt, »die afrikanische Frau, schmutzig«, und habe das mehrmals wiederholt, und ich glaube, ich war sehr aufgebracht, und ...«

»Nehmen Sie ein Schluck Wasser. Sie müssen Pausen machen, sonst kommt unsere Dolmetscherin nicht nach«, sagte Roswitha.

»Verstehen Sie, die denken jetzt alle dort, dass ich eine Rassistin bin und dass ich etwas gegen die Frau habe, weil sie eine Afrikanerin ist. Sie haben mir sogar eine Psychologin vom Heim an den Hals gehetzt. Dabei ist es mir vollkommen egal, ob die Frau schwarz, gelb oder rosafarben ist, ich will nur meine Ruhe. Den Lärm ertrage ich nicht, und Dreck auch nicht. Ruhig muss es sein und sauber, das ist alles, was ich brauche.«

»Wen meinen Sie, wenn Sie »die alle dort« sagen?«

»Ich meine den Heimleiter und die Sozialarbeiterin. Die Leute im Büro. Sie haben mich falsch verstanden, aber das ist meine Schuld, ich kann ja kein Deutsch. Aber wie soll ich Deutsch lernen, wann, wie, wo, wenn ich ständig irgendwo schwarz putzen gehen muss und dann auch im Heim putze, und dann immer die fürchterlichen Kopfschmerzen, ich kann einfach nicht mehr, ich halte das alles nicht mehr aus ...«

Mit dem zerknüllten Taschentuch an das Gesicht ge-

presst versuchte Frau Magomadowa sich zu sammeln. Nora gab inzwischen das Gesagte wieder.

»Sie haben ja keine Ahnung, wie ich früher war. Ich war stark und lebenslustig. Habe immer alle um mich herum zum Lachen gebracht. Meine Brüder, meine Eltern, meinen Mann, auch seine Eltern ... Ich war ein Spaßvogel. Alle kamen mit ihren Sorgen zu mir, weil ich jeden aufmuntern konnte. Stellen Sie sich vor, man nannte mich »die Psychologin«, dabei kannten wir damals die Psychologen nur aus den Hollywood-Filmen.«

Frau Magomadowa lachte bitter auf.

»Ich und eine Psychologin. Von wegen! Jetzt brauch ich selbst eine Psychologin, weil ich schon völlig wahnsinnig geworden bin, und weit und breit keiner da, um mich aufzumuntern. Nicht einmal meinem armen Mustafa kann ich helfen. Anstatt dass ich ihm eine Stütze bin, brauche ich ständig seine Hilfe. Armer Junge. Jetzt hat er ohnehin schon keinen Vater, und dann noch eine Mutter, die immer nur heulend im Bett liegt.«

»Selbstvorwürfe bringen Sie nicht weiter«, warf Roswitha rasch ein, um einem neuerlichen Aufwallen des Redestroms Einhalt zu gebieten.

Nora kramte hektisch in ihrem Gedächtnis, aber das Wort »Selbstvorwurf« oder auch nur »Vorwurf« wollte ihr partout nicht einfallen, also sagte sie »Es hat keinen Sinn, wenn Sie zu streng zu sich selbst sind.«

»Ich bin nicht zu streng mit mir«, antwortete Frau Magomadowa. »Ich bin zu wenig streng mit mir. Das ist das Problem.«

»Das sehe ich nicht so. Ihre Lage ist ja nicht einfach. Sie warten schon so lange auf den Asylbescheid ...«

»Das tun andere auch. Und trotzdem schaffen sie es, ihre Kinder großzuziehen und laufen nicht hysterisch durch die Gegend wie ich. Wie eine Fliege ohne Kopf.«

Nora machte aus der Fliege ein »kopfloses Huhn«.

»Frau Magomadowa, glauben Sie mir, ich habe mit vielen Frauen in einer ähnlichen Lage wie der Ihren zu tun, und im Vergleich zu vielen anderen machen Sie Ihre Sache sehr gut.«

»Frau Roswitha, Sie haben mit solchen zu tun, die es gar nicht mehr aushalten, wenn sie nicht einmal pro Woche einen Termin beim Psychologen haben. Aber ich kenne auch wirklich starke Frauen, die genauso in einer schwierigen Situation sind, die auch allein sind und trotzdem ihre Nerven behalten.«

»Frau Magomadowa, Sie *sind* eine starke Frau.« Roswitha betonte das Wörtchen *sind*. Nora musste kurz nachdenken. Im Russischen existierte das Verb *sein* nicht in der Gegenwartsform. Sie musste also eine andere Lösung finden. Sie sagte: »Wy *otschenj* siljnaja schenjschtschina«, »eine *sehr* starke Frau«.

»Da ladno ...«, winkte Frau Magomadowa ab, »ach wo denn ...«

»Ja, wirklich. Sie sind eine starke Frau«, bekräftigte Roswitha.

»Verstehen Sie, im Heim denken jetzt die Leute im Büro, dass ich eine Rassistin bin. Die denken: Ja klar, die Tschetschenen können nicht mit den Afrikanern. Punkt. Kommen alle miteinander ungerufen daher und führen sich dann auch noch auf. Und das mit den rassistischen Tschetschenen stimmt oft sogar. Ich kenne genug von meinen Landsleuten, die wirklich so denken, die sich vor den Afrikanern ekeln wie vor Hunden und sie für Menschen niedriger Sorte halten und keine Gelegenheit auslassen, einen Skandal zu veranstalten. Aber ich bin nicht so jemand. Meine Familie war immer sehr weltoffen. Wir hatten russische und armenische und georgische Freunde, mein Cousin hatte eine russische Frau, als Kind war ich

in vielen Teilen der Sowjetunion, mein Vater hatte überall Verwandte und Bekannte, und die waren nicht alle Tschetschenen. Mein Vater hat in Moskau Maschinenbau studiert und hatte Studienkollegen aus Äthiopien und aus anderen afrikanischen Ländern, er hat uns oft Fotos aus seinen Studententagen gezeigt. Sie wissen ja, wie das in der Sowjetunion war, da wurde der Internationalismus großgeschrieben.«

Roswitha konnte sich unter dem Internationalismus in der Sowjetunion nichts vorstellen, aber sie nickte wissend und ermunterte die Klientin zum Weitersprechen.

»Also, ich bin ja noch in der Sowjetunion groß geworden und habe den ganzen Mist geglaubt, von wegen ›Proletarier aller Welt‹ und ›Pioniere‹ und ›sozialistische Internationale‹ und der ›dekadente Westen‹, der kurz vor dem Kollaps steht, und so weiter. Meine Familie war sehr modern, sie gehörten gewissermaßen zur *Intelligenzija* ...«

Nora war nicht sicher, ob Roswitha mit dem Begriff »Intelligenzija« irgendetwas würde anfangen können, also sagte sie: »Ich komme aus einer modernen Familie, meine Eltern waren Intellektuelle.«

»Bleiben wir doch bei Ihrer Familie. Letztes Mal haben Sie erzählt, dass Sie das jüngste Kind sind, nicht wahr? Und Sie haben einen Bruder im Krieg verloren?«

»Ich habe zwei Brüder im Krieg verloren«, sagte Frau Magomadowa mit leiser Stimme und starrte auf den Boden.

»Stimmt, es waren zwei«, sagte Roswitha, kramte hektisch in ihren Aufzeichnungen und machte sich eine Notiz.

»Der jüngere, der nur zwei Jahre älter war als ich, hat sich den Kämpfern angeschlossen und ist irgendwo in den Bergen ums Leben gekommen. Man hat es uns erzählt, aber seinen Leichnam haben wir nicht gesehen, wir konnten ihn nicht begraben, und irgendwie hoffe ich noch immer ... obwohl ich weiß, ich darf nicht hoffen ... Und der

andere, der Älteste, war Arzt und war immer gegen den Krieg und hat Jusup, den Jüngeren, immer davon abhalten wollen, in den Krieg zu ziehen, aber Jusup wollte nicht hören. Nie hat er auf irgendjemanden gehört. Aber Ayub ist jetzt genauso tot, mit seinen pazifistischen Ideen und seinem Arztkittel, einfach bei einer Bombardierung Grosnys ums Leben gekommen. Tot. Von den vielen anderen Verwandten, die ebenfalls gestorben sind, mag ich jetzt gar nicht sprechen. Und mein Mann ...«

»Frau Magomadowa, über Ihren Mann sprechen wir lieber das nächste Mal, sind Sie einverstanden? Sie sind heute sehr aufgebracht, und ich möchte nicht, dass Sie sich noch mehr aufregen.«

»Sie haben recht. Ich darf jetzt nicht auch noch an Tschetschenien und an die Vergangenheit denken. Sonst habe ich wieder nichts als Kopfschmerzen, und wer hat etwas davon ... Jetzt muss ich erst meine Probleme im Heim lösen.«

»Glauben Sie, das wird ein Nachspiel haben?«

Nora dolmetschte: »Glauben Sie, es wird negative Folgen für Sie haben?«

Frau Magomadowa dachte kurz nach: »Ich kann es nicht ungeschehen machen. Aber ich glaube nicht, dass es wirklich negative Folgen geben wird. Alle im Büro denken jetzt, ich bin eine Rassistin. Typisch Tschetschenin, denken sie. Diesen Eindruck kann ich jetzt nicht mehr verändern. Ich weiß auch nicht genau, wie viel die afrikanische Frau selbst von meinem Anfall mitbekommen hat. Es gibt eine Dolmetscherin im Heim, und ich habe versucht, mit ihrer Hilfe mit der Afrikanerin ins Gespräch zu kommen, aber sie spricht nur ein schlechtes Englisch und so gut wie kein Deutsch. Ich habe ihr dann einfach einen selbstgebackenen Kuchen gebracht. Keine Ahnung, ob sie verstanden hat, warum ich das tue, und keine Ahnung, ob sie den

Kuchen gegessen hat. Wahrscheinlich hat sie ihn weggeschmissen. Ich würd es ihr nicht übelnehmen, schmeckt ja nicht jedem alles. Über Geschmack lässt sich nicht streiten, sagt man bei uns.«

»Bei uns sagt man das genauso«, sagte Roswitha und lächelte.

»Mir würde ihr Essen auch nicht schmecken, schon der Geruch ist unerträglich, um ganz ehrlich zu sein. Ich hoffe, sie denkt jetzt nicht, dass sie mir auch etwas zum Essen bringen muss. Ich müsste es dann an ihr vorbei zum Müllraum schmuggeln oder ins Klo werfen«, sagte Frau Mago-madowa und lachte herzlich, und ihre hinteren Goldzähne blitzten kurz auf.

»Es hat sich nichts verändert, die Kinder sind noch immer laut und lästig, ich muss noch immer sehr viel mehr putzen als sie, aber in den letzten Tagen habe ich mich unter Kontrolle und versuche einfach, unauffällig zu bleiben. Bloß keine Aufmerksamkeit erregen.«

Keep a low profile, das wäre jetzt die perfekte Entsprechung im Englischen, dachte Nora. Diesen Ausdruck hatte Vladimir gerne verwendet, wenn er von den großen Aktionärssitzungen erzählte, das war damals seine Devise gewesen, *keep a low profile*.

»Wissen Sie schon, wie lange Sie noch in dem Heim leben werden?«

»Das ist ja eben. Ich will nicht mit einem Skandal gehen. Der Bescheid vom Bundesasylamt kann jeden Tag kommen. Dann werde ich sowieso umziehen müssen. Oder dürfen«, fügte sie lächelnd hinzu. »Aber wer weiß, wohin, ob es dann besser wird oder schlechter ... ob wir überhaupt einen positiven Bescheid bekommen oder einen negativen ... ob ich dann eine *Positiwschitza* oder eine *Negatiwschitza* bin ...«

Nora mochte diese Wortschöpfungen, die sich im Mikrokosmos des Asylwesens herausgebildet hatten, Mi-

schungen aus deutschen und russischen Elementen, die nur von dieser spezifischen Gruppe von Menschen benutzt und verstanden wurden. Im Asyl-Slang hieß dann eine Heimleiterin »Schefinja«, die Sozialarbeiterin war »Sozialka«, und für die meisten war das »Bundesasylamt« einfach »der Bundesasylant«. Wörter wie »Heim«, »Taschengeld«, »Schubhaft«, »U-Bahn«, »Berufung«, »Termin«, »Interview« oder »Bescheid« wurden kurzerhand übernommen und wie russische Wörter dekliniert. Noras Favorit unter den Lehnwörtern war »Positiwschitza« für »anerkannter Flüchtling weiblichen Geschlechts« oder das Gegenteil davon, die »Negatiwschitza«. Bei einem Mann hieß es dann »Positiwschik« oder »Negatiwschik«. Ihr schoss der Gedanke hoch, Vladimir eine SMS zu schreiben: *Dreimal darfst du raten, was hierzulande eine Negatiwschitza ist? Tipp: Hat mit »Schwarzmalen« nichts zu tun!* Vladimir sammelte seltsame Ausdrücke im Deutschen, aber es war wohl keine gute Idee, ihm so etwas zu schreiben. Zurzeit hatten sie keine Gesprächsbasis für solche unverbindlichen Späße.